

Moti Guj, der Elefant.

Eine indische Erzählung von Rudyard Kipling.

Es war einmal ein Kaffeeplanzer in Indien, der einen Wald niederreißen lassen wollte, um auf der Fläche Kaffee zu bauen.

Als er die Baumstämme gefällt und das dünne Geäst verbrannt hatte, blieben noch die Stümpfe übrig. Dynamit ist teuer und vorichtiges Verbrennen geht langsam von Statten. Ein bewährtes Mittel indessen, die Baumwurzeln aus der Erde zu holen, findet man in dem König der Tiere. Und das ist hier in Indien der Elefant. Er reißt den Stumpf entweder mit seinen Zähnen aus der Erde — wenn er noch Zähne hat — oder er thut dies mit Hilfe von Tauen.

Der Planzer mietete sich also Elephanten, eins, zwei, drei Stück und ging an die Arbeit. Der beste Elefant gehörte dem schlechtesten Treiber, oder Nayout, und der Name dieses besten Elephanten war Moti Guj.

Er war das rechtmäßige Eigentum seines Mahouts, ein Prachtexemplar von Thier, um das Könige den Besizer hätten beneiden können. Sein Name bedeutete denn auch so viel als Perle.

Desse, der Eigentümer Moti Gujs, war ein liebedürftiger Mensch. Wenn er mit seinem Elephanten viel Geld verdient hatte, ging er in die Schenke und betrank sich und schlug Moti Guj mit seinem Stab auf die Nagel der Vorderfüße, der empfindlichsten Stelle am Körper des Elephanten. Moti Guj trat ihn nicht todt, wie er es leicht hätte thun können, denn er wußte, daß diese Thun darauf seine Arme um ihn breiten, ihn seinen guten Moti, seinen kostbarsten Schatz nennen und ihn zu trinten geben würde. Denn Moti Guj war gerade wie sein Herr ein Liebhaber des guten Trunkes. Vor Allem ein Schlüsschen Arac hatte er gern. Dann legte Dese sich zwischen Moti Gujs Vorderfüßen schlafen, und Dese hatte die Angewohnheit hatte, sich mitten auf dem Wege ein Ruheplätzchen aufzusuchen und Moti Guj nicht duldete, daß Pferde, Wagen oder Fußgänger die Ruhe Desses störten, wurde jealöser Vexler zur Unmöglichkeit, bis es Dese beliebte, aufzustehen.

Heute fand sich keine Gelegenheit zum Schlafen, die Arbeit mußte so schnell wie möglich erledigt werden. Dese ließ auf Moti Gujs Rücken und ertheilte seine Befehle, während Moti Guj die Wurzeln ausriß, denn er hatte ein Paar prächtige Zähne, oder an den Tauen zu ziehen, denn er hatte ein Paar prächtige Schultern. Von Zeit zu Zeit traute ihn Dese hinter den Ohren und nannte ihn den König der Elephanten. Des Abends vertilgte Moti Guj dreihundert Pfund Gras und Blätter und schlief dazu sein Viertel Arac. Dese trank auch und sang und legte sich dann zwischen Moti Gujs Vorderfüße.

Einmal in der Woche führte Dese Moti Guj nach dem Fluß, und Moti Guj streckte sich mit Wohlbehagen in dem Wasser aus, während Dese ihm mit einem Schwamm von Cocosnüssen über den Rücken fuhr. Dann ließ Dese Moti Gujs Augen, unterfuchte seine Füße, schlug seine langen Ohren zurück, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei. Dann kamen Beide wieder zum Vorschein, der Mahout ein Viehdieb, Moti Guj glatt und glänzend, stolz neben Dese einherstreichend.

Es war ein ruhiges Leben, und die Arbeit wurde gut bezahlt. Aber es dauerte nicht lange, da stieg in Dese das alte Verlangen auf, sich nach Herzenslust einmal wieder zu betrinken. Er wollte nach so langer Arbeit mal wieder einen vergnügten Abend haben, wie früher.

Er ging deshalb zu dem Planzer, nahm eine weinerliche Miene an und sagte: „Herr, meine Mutter ist gestorben.“

„Sie ist ja schon vor zwei Monaten gestorben, als Du noch auf der Nachbarnplantage arbeitetest, und im vorigen Jahre, als Du bei mir warst, ist sie auch schon gestorben“, entgegnete der Planzer, der die Eingeborenen zucautante.

„Ja, es ist eigentlich nicht meine Mutter, sondern meine Tante. Aber sie ist nicht wie eine Mutter zu sein gewohnt“, fuhr Dese heulend fort. „Sie hat achtzehn kleine Kinder zurückgelassen, die nun nichts zu essen haben, ich muß für sie sorgen“, schloß Dese, sich vor Schmerz krümmend.

„Wer hat Dir denn die Nachricht gebracht?“ fragte der Planzer.

„Die Post“, antwortete Dese.

„Es ist in der ganzen Woche keine Post angekommen. Geh an Deine Arbeit!“

„Es herrscht eine schreckliche Krankheit in meinem Dorf, alle meine Frauen starben“, fuhr Dese fort, und die Thränen fielen in das Gras.

„Lachst Du mich an, er ist aus Desses Dorf“, befaß der Planzer.

Auf des Pflanzers Gesicht zeigte sich ein Lächeln. Dann sagte er: „Dese, jetzt hast Du die Wahrheit gesprochen, und ich würde Dir sofort Urlaub geben, wenn ich nur wüßte, was ich in Deiner Abwesenheit mit Moti Guj anfangen soll. Du wüßtest, er hört auf Niemand Anderes als auf Dich.“

„So wahr die Sonne am Himmel steht, ich werde nicht länger als acht Tage bleiben. Wenn diese vorüber sind, bei meiner Ehr und Treu, bin ich wieder da. Will der Herr mir erlauben, Moti Guj zu rufen?“

Die Erlaubnis wurde ertheilt, und auf Desses lautes Rufen sah man Moti Guj aus dem Walde hervorkommen.

„Licht meines Herzens, Verschmerztes Truntenbolbes, harter Bera, gib Acht!“ sagte Dese, indem er sich dicht vor ihn hinsetzte.

Moti Guj gab Acht, nachdem er mit seinem Rüssel gegrüßt hatte.

„Ich gebe fort“, sagte Dese. Moti Gujs Augen glänzten. Er liebte solche Ausflüge eben so sehr wie sein Herr. Es gab da immer akerhand Lesezeiten.

„Aber Du, Perle der Elephanten, mußt hierbleiben und arbeiten.“ Moti Gujs Augen glänzten nicht mehr. Das Wurzelaustrichten war durchwegs nicht nach seinem Geschmack. Es verursachte ihm Schmerz in den Zähnen.

„Nun bleibe acht Tage weg, a Perle der Elephanten. Gib Deinen Fuß, damit ich es Dir aufschreiben kann.“ Dese nahm seinen Stod und schlug damit Moti Guj acht mal auf die Nagel. Moti Guj verzog das Gesicht, ließ sich aber die Züchtigung ruhig gefallen.

„Acht Tage“, sagte Dese, „sollst Du arbeiten und Wurzeln auszureißen, wie Dir Chihun befiehlt. Nimm Chihun auf und setze ihn auf Deinen Rücken.“

Moti Guj bog das Ende seines Rückens um, und Chihun wurde mit einem Schwung auf den Rücken des Thiers befördert.

Dann übergab Dese Chihun den schweren Antus, den Treiberstod. Chihun schlug Moti Guj damit ein paar Mal auf den Kopf.

Moti Guj brüllte. „Sei still, Schweinstopf. Chihun ist acht Tage lang Dein Mahout. Und jetzt lebe wohl, Thier meines Herzens, mein Herr, mein König, Perle aller Elephanten. Bleib hübsch gesund und unarzneulich.“

Moti Guj schlang den Rüssel um Desses Leib und hob ihn hoch in die Luft. Das war sein Abschiedsgruß.

„So nun tann ich doch gehen!“ fragte Dese.

Der Planzer nickte, und Dese verschwand hinter den Bäumen. Moti Guj fuhr fort, Wurzeln auszureißen.

Chihun behandelte ihn aut, aber das Thier fühlte sich unglücklich und verabschiedete sich von ihm. Chihun gab ihm Lederriemen, freischelte ihm das Kinn, Chihuns kleiner Bube häßelte ihn, wenn die Arbeit vorüber war, und Chihuns Frau nannte ihn ihren Liebhaber, aber Moti Guj machte von alledem nichts wissen.

Er war zu sehr an seinen Herrn gewöhnt und verlor sich nicht an seinen Leibeslust, nach seinen Schlägen und seinen künftlichen Liebtöfungen.

Trotzdem verrietherte er die Arbeit zur Zubereitung des Pflanzers und seines Treibers.

Inzwischen lebte Dese lustig in den Tag hinein, betrank sich, schlief sich aus, trank von Neuem und schlief wieder. Und bei dem Trinken und Schlafen vergaß er Moti Guj und Alles.

Der neunte Tag brach an, aber kein Dese war zu sehen. Moti Guj wurde losgemacht, um sein Tagewerk zu begeben. Sobald er sich frei fühlte, sah er einen Augenblick lang in die Runde, blickte mitleidig auf die anderen Elephanten, die von Neuem an die Arbeit mußten, zog die Schultern empor und schritt dann gemächlich fort, wie einer, den die ganze Sache nichts weiter angeht.

„Geda! Wast Du wohl zurückkommen?“ rief Chihun. „Marsch her! — Nimm mich auf den Rücken und an die Arbeit.kehr zurück, Freund der Bera, gib Acht, hier von Indien. Nimm mich auf, oder ich schlage Dir alle Nagel der Vorderfüße entzwei!“

Moti Guj ließ ein leises Brummen hören, aber geberchte nicht. Chihun lief ihm mit einem Tau nach, und es gelang ihm, Moti Guj zu fangen.

len ihm zwanzig Schläge auszuheilen. Rali Ray und Rasein waren die größten Elephanten auf der Plantage. Zu ihren Schliegenreihen zählte auch das Ausstellen der Schlägen an störrische Elephanten, da kein Mensch im Stande ist, einen Elephanten ernstlich zu züchtigen. Sie nahmen die Ketten auf und kamen auf Moti Guj zu, um ihn in die Mitte zu nehmen und die Strafe an ihm zu vollstrecken.

Das Moti Guj war in den 39 Jahren, die er hier auf der Erde zugebracht, noch niemals auf diese Art geprügelt worden und verpönte auch keine Lust, mit dem neuen Verfahren Bekanntschaft zu machen. Er wartete ruhig, bis die beiden Elephanten herangekommen waren und drehte dann den Kopf nach links und rechts, im Stillen berechnend, an welcher Stelle von Rali Rays beiden Fells seine Röhre am tiefsten einbringen würden. Rali Ray hatte keine Röhre, die Kette war das einzige Zeichen seiner Macht. Aber er schien diesem Machtzeichen noch nicht dieselbe Bedeutung beizulegen, wie Moti Gujs beiden Fällern. Er besann sich nur einen Augenblick und machte dann ziemlich schnell Schritt, um aus der gefährlichen Nähe Moti Gujs zu kommen. Rasein schien auch keine große Neigung zu einem Kampf mit Moti Guj zu spüren, denn er setzte Rali Ray unmittelbar.

So blieb denn Moti Guj allein mit hoch emporgehobenen Ohren.

Der Pflanzers sah ein, daß es das Beste sei, Moti Guj ruhig gewähren zu lassen, und dieser setzte seinen Spaziergang in aller Gemächlichkeit fort. Er hielt dann einen recht langen Mittagsschlaf, um später seinen Spaziergang wieder aufzunehmen, bis die Sonne unterging und die Zeit der Fütterung nahte.

„Wenn Du nicht arbeitest, bekommst Du auch nichts zu essen, fuhr Chihun ihn an, als er kam, um seine Ration zu verlangen.“

Chihuns kleiner Bube lag auf der Schwelle der Hütte und langte mit den Remchen nach seinem großen Freunde. Moti Guj wußte, daß das Kind Chihuns theuerstes Kleinod auf Erden war. Er streckte freundlich lachend seinen langen Rüssel aus, und der Kleine tratch hinaus, freischelnd vor Beranügen. Moti Guj hob den kleinen, braunen Jungen mit seinem Rüssel in die Höhe, bis er zwölf Fuß hoch über seines Vaters Haupt schwebte.

„Große Götter!“ rief Chihun aus. „Du bekommst 12 Mestluden, die bestien, die es aiebt, in Rum eingeweicht, und 200 Pfund frisch geschnittenes junges Zudergras. Aber ich bitte Dich, setze den Kleinen wieder unterverlet auf den Boden, er ist mein Liebling, mein Alles.“

Moti Guj leate den Knaben sanft zwischen seine Vorderfüße, mit denen er Chihuns ganze Hütte hätte turz und klein treten können, und wartete geduldig auf seine Rektion. Er stülte seinen Fanger, und der Kleine troch unter seinen Füßen weg. Moti Guj ging schlafen, an Dese denkend.

Eins der vielen Räthsel, die das Leben des Elephanten bietet, ist, daß dieser große Körper weniger Ruhe nöthig hat, als irgend etwas Anderes, das da lebt. Vier oder fünf Stunden in der Nacht genügen vollständig, zwei Stunden vor Mitternacht, auf der einen Seite legend, zwei Stunden danach auf der anderen Seite. Die übrige Zeit der Nacht wird gewöhnlich mit langen, brummen Selbstgesprächen ausgefüllt.

Heute indessen lief Moti Guj gleich nach Mitternacht aus seinem Stall, denn es war ihm plötzlich der Gedanke gekommen, daß Dese vielleicht hier oder dort betrunken in dem dunklen Wald lag und Niemand hatte, der Acht auf ihn gab. So lief er die ganze Nacht durch den Wald und suchte, rufend und brüllend. Er ging nach dem Fluß, wo Dese ihn zu waschen pflegte — keine Antwort. Er konnte Dese nicht finden, aber er machte alle die anderen Elephanten reißlich und vertrieb die ganze Plantage in Urreue.

Bei Tagesanbruch kehrte Dese zurück. Er hatte einen gehörigen Rausch und glaubte nicht anders, als daß man ihn hart bestrafen würde, weil er über seine Urlaubszeit hinaus weggeblieben war. Es war ihm eine große Verurteilung, als er noch Alles am rechten Plage fand, denn er kannte Moti Gujs Launen. Er entschuldigte sich bei dem Planzer wegen seines langen Ausbleibens mit allerlei Ausreden und Lügen. Moti Guj war in seinem Stall, um sein Frühstück zu verzehren; der nächtliche Spaziergang hatte ihm Appetit gemacht.

„Rufe Dein Thier“, sagte der Planzer, und Dese rief Moti Guj in der geheimnißvollen Sprache der Elephanten, welche nach dem Glauben der Mahouts aus China stammt und zu der Zeit gesprochen wurde, als die Elephanten noch die Herrscher waren und nicht die Menschen.

Moti Guj hörte es und kam hervor. Elephanten galoppieren nicht. Sie rennen allerlei Arten von Schnelligkeit. Wenn ein Elephant mit einem Eisenbehnzug mitlaufen wollte, würde er den Zug bequemer einholen. So war auch Moti Guj an das Haus des Pflanzers, fast noch ehe ihn Dese aus seinem Stall hatte kommen sehen. Er fiel Dese brüllend vor Freude in die Arme und der Mann und das Thier schrien und lachten und betrachteten sich einander von Kopf bis zu den Füßen, um zu sehen, ob dem Andern kein Leid geschehen sei.

„Nun gehst wieder an die Arbeit“,

sagte Dese, „nimm mich auf, mein Sohn und sei meine Freude.“

Moti Guj setzte ihn mit einem Schwung auf seinen Rücken und machte sich von Neuem daran, die Baumwurzeln aus dem Boden zu reißen.

„Vulkan“.

Stizze von Ludwig Brühl.

Er liebte sie wie sein eigenes Kind, und wenn man ihn oft fragte, warum er dieses tolle, tolle Ungeheuer — ein solches ist ja eine Lokomotive, sagten die Leute — so lieb habe, pflegte er unweilich zu antworten: „Das versteht Ihr nicht! Sie ist ja gar nicht todt, sie lebt und fühlt wie ein vernünftiger Mensch.“

„D, ich habe sie in ihrem Fühlen und Denken ganze zwanzig Jahre bereits beaufacht. Und ein Herz hat sie, ein fühlendes, wie selten ein Mensch!“

Zweifelte dann noch jemand an der Wahrheit seiner Worte, so pflegte er ein paar Geschichten von seinem „Vulkan“, so hieß nämlich „seine“ Lokomotive, zum besten zu geben.

Man kannte seine Erzählungen schon weit und breit; die Geschichte, wie so langsam und gelenkig seine Maschine war, kannte bereits jedes Kind.

In der Regel gingen nach derlei Geschichten die Leute fort und lachten ihn aus. — Der Lokomotivführer Eberhard Regner war ein stämmiger, hochgewachsener Mann, anfangs der Bierziger, hatte ein paar mächtige, breite Schultern und Arme so stark und eisen wie der Hebel an seiner Maschine. Seine Gesichtszüge waren grob und taub, und seine Augen glühten, glühten voll innigen Feuers.

Er war ein guter Mann, man merkte ihm das auf den ersten Blick an, und alle Welt wußte es auch.

Seine Familie — er hatte einen 18-jährigen Sohn und 17-jährige Tochter — liebte er mit derselben Zärtlichkeit, wie er seine Maschine liebte und das will viel sagen.

Sein Weib war längst todt. Dort unten im Thalsthal, wo am Waldestrand der stille, kleine Kirchhof liegt, hatte man sie vor sechzehn Jahren zur Ruhe gebettet.

Ein schwarzes, kleines Eisenkreuz rart auf ihrem Grabhügel.

War das eine glückliche Ehe, in der die beiden Menschen miteinander gelebt.

Und im Uebermaße seines Frühens sagte er sich dann: „Ich liebe sie auch mehr als meine „Vulkan“!“

Freilich hatte der Tod sie zu schnell hinweggerafft, aber im Herzen dieses chlophenähnlichen Mannes mit den großen Zügen und der braven Seele lebte ein festes, treues Gedanke an die Verstorbene fort.

Wenn er mit seinem „Vulkan“ in der Nacht hinausfuhr und sein schwarzer Arm am Hebel der Maschine lag, da schwelgte er in Träumen vergangener Glückes, das er mit seinem Weibe genossen.

War das eine schöne Zeit, als er sein schlankes, schmachtiges Mädchen heimführte! Man lächelte in den Arbeiter-Schülern über das ungleiche Paar. „Er wird das Fräulein mit seinen ungelenten Armen zerdrücken.“

Und wie er nach seinem Hochzeits-tage in die Weite fuhr, und wie er die junge Frau seine Maschine mit einem Blumenstrauß schmückte, da rollte eine dicke Thräne über seine ruhige Wange, auf der alsbald ein Streifen sichtbar wurde.

„Sie liebt meine Maschine, meinen „Vulkan“, jubelte er innerlich. Und dreimal noch pflichtete sie bunte Feldblumen für den eisernen Liebhaber ihres Gatten; das erste Mal am Jahrestage ihrer Hochzeit, das zweite Mal nach der Geburt ihres Sohnes, hierauf nach der ihrer Tochter, dann starb sie.“

Seitdem blieb sein „Vulkan“ ungeschmückt.

„Er hatte nicht wieder geheiratet; eine Mutter für meine Kinder finde ich ja nicht!“ sagte er sich immer.

Und mit verdoppelter Liebe hing er sein Herz an seinen Buben und sein Mädel.

Wenn er einen freien Tag hatte, beschäftigte er sich nur mit ihnen; er spielte wie ein älterer, klügerer Kamerad es mit jüngeren zu thun pflegt, er sprang und lachte mit ihnen.

Bisweilen überkam ihn dann jählings Trauer und Wehmuth; er dachte an sie, und diesem Denken suchte er durch Erzählungen über die Todte Ausbruch zu geben.

Mit der rauhen Einfachheit die sein ganzes Wesen an sich trug, schilderte er seinen Kindern die Mutter, die sie ja nie gekannt hatten.

der völlig „genesen“ war und er mit ihr wieder die erste Fahrt unternahmen konnte.

Endlich war sie in Stand gesetzt; der Ingenieur versicherte ihm, sie sei gerade so gut als vorher.

Er fuhr mit ihr wieder; „es ist halt doch nicht das Nichtigste mehr. Es geht mit der Maschine gerade so wie mit uns Menschen. Wenn einmal irgendwie ein Riß in die Seele gekommen, der heilt nicht mehr!“

Mit dem Seelenrisse meinte er den Tod seiner Gattin.

Es sollte aber noch schlimmer kommen.

Seine beiden Kinder — misgriethen. Der „Bub“, der in der Stadt die Gewerbe- und Handelschule besuchte, machte allerlei löse Streiche, mußte die Anstalt verlassen und kam bald darauf in das Gefängnis.

Und das „Mädel“, sie war just nicht hübsch, hatte doch einen Verehrer gefunden und war mit ihm aus dem Hause geflohen.

Als er Abends nach Hause kam und einen Zettel auf dem Tische liegen fand, worin das Mädel sagte, sie gehe mit ihrem Franz davon, brach er zusammen.

Der Jammer, den seine beiden Kinder über ihn gebracht hatten, hatte ihn im Augenblick niedergeschmettert. Er sah völlig gedankenlos vor Schmerz in der Stube; seine Thräne drang aus seinem Auge, und doch hätte das Weinen ihm sein Herz erleichtert.

So sah er die ganze Nacht da bis zum Morgen. Dann erhob er sich, um wie alltäglich seine Fahrt zu machen.

Ein brennendes Gefühl auf der Brust und in der Kehle verließ ihn nicht mehr den ganzen Tag, auch nicht die folgenden Tage.

Es war ihm, als läge ein brennendes Scheit auf dem Leibe, es schmerzte ihn tief, allein seine Beschäftigung ließ einen Gedanken an ihm nicht aufkommen.

So erging es ihm Wochen hindurch.

Eines Tages, der Frühling war wieder in's Land gekommen, erhob er sich von seinem Lager, und — seine Brust athmete frei, der brennende Schmerz war von ihm genommen, und zugleich erwachte wieder sein Denken.

Mit einer gewissen Freude ging er zum Heizhaus, um nach seinem „Vulkan“ zu sehen, um die Maschine selbst wieder zu heizen, was in der letzten Zeit sein Geschäft leitete hatte.

„Vulkan“ erschien ihm an diesem Tage so schön wie einst vor Jahren; am Wege blühte der Löwenjahn, er bestaute sich nach den gelben Blüten und befiedelte sie vorne an der Maschine, welche dampfte und pulste; es schien ihm, als treue sie sich, daß er sich, daß er sich wieder mit ihr beschäftigte.

Es war schon früh hell geworden, er hatte noch eine Stunde Zeit, ehe sein Train abfuhr. Unwillkürlich griff er jetzt, wie er oben auf der Maschine stand, nach dem Hebel, ein Rud — „Vulkan“ floß pfeilschnel dahin.

Ein Lächeln stand auf seinem schwarzen Gesichte, sein Auge erglühete. . . . Jetzt ein Sprung. . . er lag unten auf den Schienen. . . „Vulkan“ fauste über ihn hinweg, pfeifend und schnaubend, die roten Funken lohten. . . .

„Vulkan“ hatte ihn zermalmt. . . . Aber auch die Maschine verendete.

Etwa tausend Schritte weiter raste die herzlose Lokomotive, dann stürzte sie hersehend mit Donnergetöse den Damm hinab.

Kunst und Wissenschaft.

— Dunkle Meteore. Die neuerdings häufigen Nachrichten von dem Vorübergehen dunkler Körper vor der Mondscheibe hat ein Mitglied der britischen Astronomischen Vereinigung veranlaßt, darauf aufmerksam zu machen, daß solche Erscheinungen gelegentlich eine sehr wunderliche Ursache haben können. Dieser Sternkundige Namens Grayden beobachtete neulich den Mond durch ein Fernrohr und bemerkte plötzlich einen dunklen runden Körper, der in schnellem Fall über die Mondscheibe hinglitt, bald darauf von einem zweiten ähnlichen gefolgt. Er hatte kein rechtes Vertrauen zu der himmlischen Ursache dieser Wahrnehmung und unternahm eine genaue Untersuchung seines Instrumentes. Da fand er denn zu seiner Ueberraschung, daß diese „Himmelserscheinung“ von einigen kleinen Staubkörnern herrührte, die sich von der geschwärzten Innenseite des Fernrohrobjektivs losgelöst hatten und mehr oder weniger fernrecht über das Glas weggefallen waren. Grayden will in seinem Berichte darüber keineswegs die Behauptung aufstellen, daß die Beobachtungen von Meteoren vor der Mond- und Sonnenscheibe etwa stets auf eine solche triviale Ursache zurückzuführen seien, aber so viel ist gewiß, daß besonders nach längerer Nichtbenutzung eines Fernrohrs solche Täuschungen durch schwarze Staubtheilchen häufig geschehen können, vielleicht sogar geschehen müssen. Es ist daher wünschenswert, daß die Beobachter vor ihrem Eintritt in solche Untersuchungen ihre Ferngläser genau auf diesen Punkt hin prüfen, reinigen und staubfrei machen. Professor Moir, der Vorsitzende der Astronomischen Vereinigung, wies nach seinerseits darauf hin, daß nach einer längeren Zeit unangenehm bitterung sich die meisten Fernrohre in einem Zustande befinden, der eine solche Reinigung vor Beginn derartiger Beobachtungen notwendig machen würde. Nach dieser Aufklärung scheint eine besondere Vorsicht

gegenüber den Nachrichten von dunklen Meteoren oder gar neuen und dritten Metoren geboten. Daß auch das Vorübergehen von Jungvögeln vor unserm Tages- oder Nachtgestirn zu dergleichen Täuschungen Veranlassung geben kann, wurde schon früher bemerkt. Es wäre von besonderem Werthe, wenn zwei oder mehr Beobachter zu gleicher Zeit und an demselben Plage die Beobachtungen aufnahmen, und die Sicherheit in der Vermeidung von Täuschungen würde sich noch erhöhen, wenn andere Beobachter an anderen Orten ebenfalls zu genau derselben Zeit ihr Auge durch das Fernrohr auf den Mond oder die Sonne richteten. Erst dann könnte man einiaetmaßen dahinter kommen, ob das Vorübergehen von Meteoren über Sonne und Mond zu den häufigeren Ereignissen gehört.

— Internationale elektrische Post nennt sich ein Unternehmen, das von Belgien ausgeht und bei den Vertretern des Selbstfahrer-Wesens (Automobilismus) und anderer Sports Aufsehen erregen wird. Es hat sich nämlich eine Gesellschaft mit einem Anfangskapital von 8 Millionen in Brüssel gebildet, um auf fahrbaren Straßen elektrische Stationen zum Füllen von Akkumulatoren anzulegen. Diese elektrischen Ladestellen sollen in Abständen von 15 bis 20 Kilometern errichtet und nach einem gleichen Muster aufgebaut werden. Da die Anlage aber nicht nur für die Bedürfnisse elektrischer Selbstfahrer vorgesehen ist, sondern auch für solche, die Petroleum, Benzin, Gas etc. benutzen, so würden sie für den ganzen selbständigen Straßenverkehr Bedeutung gewinnen, um so mehr, als auch ein Restaurant, eine Station für ärztliche Hülfleistung, eine Reparaturwerkstatt, eine Niederlage von Oelen und anderen Mineralstoffen, sowie von Ergänzungsstücken für Wagen und Räder damit verbunden sein sollen.

Die ersten Wege solcher Anlagen werden die großen Landstraßen Belgiens und Frankreichs umfassen, und zwar soll als erste Linie die Straße von Brüssel nach Paris durch das Thal der Maas möglichst schnell hergestellt werden. Der Pariser „Electricien“ äußert dazu, daß die Ausführung dieses Planes eine wahre Umwälzung, besonders in der Industrie der Selbstfahrer hervorgerufen werde, der Nutzen für die Gesellschaft werde schon durch die zahlreiche Kundschafft der Radfahrer gestiftet sein. Die Zahl derer, die an dem Gelingen des Unternehmens Antheil nehmen, sei Legion, und der Erfolg könne daher nicht ausbleiben.

— Zur Geschichte des Aluminiums macht die „Central-Zeitung für Optit und Mediam“ eine Mittheilung, die beweist, daß wahrscheinlich schon im Alterthum einmal ein Verfahren zur Gewinnung dieses Metalls gefunden worden war. Es handelt sich um eine Stelle in der Naturgeschichte des Plinius, die wenig bekannt ist, obgleich schon der Begründer der modernen Aluminium-Industrie, der französische Chemiker Deville, der auf der Pariser Weltausstellung 1855 die ersten Aluminium-Barren ausstellte, auf sie hingewiesen hat. Plinius erzählt, daß einst im Palais des Kaisers Tiberius, das in den Jahren 14 bis 37 nach Christi regierte, ein Metallarbeiter erschien und ein metallisches Gefäß zum Geschenk anbot, das äußerlich wie Silber aussah, aber auffallend leicht war. Der Kaiser fragte den Arbeiter, wo dieses Metall zu finden wäre, und erhielt die Antwort, daß jener es aus einer thonhaltigen Erde bergestellt hätte. Tiberius fragte weiter, ob noch sonst jemand um das Vorhandensein und die Herstellung des Metalls wüßte, worauf der Arbeiter zu seinem Unheil erwiderte, daß außer ihm nur Jupiter das Geheimniß kenne. Der Kaiser nämlich war von dem Argwohn erfaßt, daß das neue Metall den Werth des Goldes und des Silbers schädigen möchte, und ließ daher die Werkstatt des römischen Aluminiumerzeugers sofort zerstören und diesen selbst enthaupfen, so daß die Erfindung vollkommen verloren ging. Die Erzählung, so wie sie Plinius giebt, läßt wohl kaum einen Zweifel daran, daß das in Rede stehende Metall nichts anderes als Aluminium gewesen sei. Man muß sogar soweit gehen, anzunehmen, daß jener römische Arbeiter ein einfacheres Mittel zur Herstellung des reinen Aluminiums gefunden hatte, als jetzt an der Wende des 19. Jahrhunderts es heute kennen, denn das schwierige und umständliche Verfahren, das bereits zur Aluminiumerzeugung benutzt wird, war für die technischen Hülfsmittel des Alterthums schwerlich ausführbar. So nehmen wir vielleicht heute noch an dem Verluste theil, den die Habgier und der Unverstand eines römischen Kaisers vor 184 Jahren der Welt beibrachte.

— Zweifelhafte Lob. Diditer: „Nun, wie gefällt Ihnen mein neues Luffspiel?“ — Dame: „Sehr nett, man wird dabei so gerührt!“

— Einiges Geckent. „Und was haben Sie denn Ahrer reichen Tante zum Geburtstag geschenkt?“ — „Ein Portemonaie mit der Aufschrift: „Gedenke mein!“

— Betsagende Erbauung. — Junger Herr: „Gottlob find die Frauen nie für den Zweitkampf genesen.“ — Chemann: „So? — Sie sind noch unverheiratet?“

— Häßliche Strafe. Regimentstammandeur (die jungen Leutenants rüffeln): „Meine Herren, Sie verdienen, die Bekanntschaft der Abstrüfungskonferenz anzuhören zu müssen!“